

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Nach zweiundzwanzig Jahren. Erzählung [5 Bilder; Claudius, W.]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

nehme Herr hat uns zugeschaut, wie wir draußen auf dem Plage „Reichstagles“ spielten, und dann hat er freundlich mit uns gesprochen und uns zu einem Abendessen eingeladen. Er sei ein Freund von dir, lieber Vater, und wolle alles verantworten, und . . . und da haben wir . . .

Herr Neumaier ließ sich in einen Stuhl fallen und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus: „Und da hat der saubere Freiherr mit seiner Krone im Sack- tuchzipfel und seinem Orden im Knopfloch auf meine Kosten einen ganzen Fasan gefressen und von meinem besten Rübdesheimer getrunken. Und Ihre Kinder hat er mir als Pfand gelassen! Ha, ha, ha! Hol ihn der Teufel!“

„Und mir,“ lachte Herr Gutmann etwas gezwungen, „mir hat er ein Duzend meiner Prinzen- Cigarren à 50 S abgeschwindelt! Ein geriebener Spitzbube!“

„Kommt, Kinder!“ „Halt da,“ rief Herr Neumaier, der entschlossen schien, der Sache eine heitere Seite abzugewinnen, — „halt,“ die Knaben sind verpfändet und müssen ausgelöst werden!“

Die Kinder hatten aber während dieser Scene die Thüre gewonnen und zum großen Vergnügen ihres Vaters das Weite gesucht. „Ha, ha, ha!“ lachte dieser, „da laufen die freiherrlichen Pfänder; fangen Sie sie.“

„Na, wohlbecomm' ihnen der Pfannentuchen! Herr Gutmann, gönnen wir dem lumpigen Freiherrn den Triumph nicht, uns geärgert zu haben und . . .“

„Topp! Ich löse meine Knaben aus mit einer Flasche Selt!“

„Und ich poniere einen Fasan. Der Freiherr hat mir glücklicherweise einen übrig gelassen!“

Also hat Freiherr von Silber im „Goldnen Stern“ zu N. N. sein, wie es einem Freiherrn geziemt, zu Mittag gespeist. Wie er es angestellt hat, sich auch ein feines Nachtessen und ein dito Nachtquartier zu erschwindeln, ist dem Sinkenden nicht bekannt.

... eine Stadt, größer und prächtiger, wie manche deutsche Residenz, ein Knotenpunkt von Eisenbahnen, ein Seehafen mit stolzen Schiffen! Paläste und reiche Kaufgewölbe haben die Blockhütten der ersten Ansiedler verdrängt, Kirchen, Theater, Gasthäuser sorgen für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Bevölkerung. Und diese Bevölkerung — ein Gemisch von allen Nationen, weiß, schwarz, braun und gelb — eine wahre Farbenschachtel, — aber die Deutschen, die Gründer der Stadt, sind vorherrschend.

Die Revolutionsjahre 48 und 49 hatten viele Deutsche aus ihrem Vaterlande vertrieben, und die Flüchtigen hatten sich mit ihrer schwarz-rot-goldnen Fahne in dieses Asyl gerettet.

Heute aber jauchzten sie den neuen deutschen Farben, schwarz-weiß-rot, mit der gleichen Begeisterung zu, mit der sie einst in ihrem Vaterlande für die Ziele der schwarz-rot-goldnen gekämpft hatten. Schwarz und Rot sind geblieben, Weiß aber hat gegen Gold den Preis gewonnen: ein einiges, mächtiges Deutschland!

Am diesem 1. Mai 1871 hatte die Stadt ihr schönstes Festkleid angezogen. Kaum hatte die Sonne mit ihren ersten Strahlen den jungen Morgen begrüßt, als, wie mit einem Zauberschlage, die Häuser sich mit Fahnen, Kränzen und Blumengewinden schmückten, und in den Straßen eine zahlreiche, festlich gekleidete Menge sich drängte, um zum Andenken an den ruhmreichen deutsch-französischen Krieg, und zu Ehren des wiedererstandenen deutschen Kaiserreichs ein Friedensfest zu feiern. Aber nicht allein für die Deutschen war dieser 1. Mai ein Festtag, nein, er war ein Jubeltag für die ganze Stadt. Alle Geschäfte ruhten, alle Läden und Werkstätten, alle Komptoire waren geschlossen, und als um 7 Uhr der 1 1/2 Stunden dauernde Triumphzug durch die Stadt nach dem Festplatze zog, da war die ganze Bevölkerung vertreten, um mit den Deutschen den Siegesjubel und die Friedensfreude zu teilen; — sogar Neger, Malatten und bezopfte Chinesen verherrlichten den Zug, nur — die Franzosen fehlten. Grollend und mit finstern Gesichtern standen sie zur Seite; sie konnten nicht vergessen und nicht vergeben, und hatten ihren ohnmächtigen Haß mit hinübergenommen übers Meer.

Und als nun auf dem Festplatze selbst der deutsche Nationalgesang, „die Wacht am Rhein“ aus den Kehlen von Tausenden begeisterter Menschen braulend ertönte, da wurde manches Männerauge naß, ein Zeugnis, daß auch drüben überm Meer warme Herzen für das ferne deutsche Vaterland schlugen.

Auf dem Balkon seines Hauses in der Regent-Street stand der reiche Handelsherr Wilhelm Bornheim und blickte in ernstem Sinnen nieder auf das festliche Gewühl zu seinen Füßen. Bornheim war ein stattlicher Mann in mittlerem Alter, nahe der Grenze der Fünfzig. Sein noch immer volles Haar war leicht ergraut, und die Falte auf seiner Stirne und der tiefe Ernst seiner Gesichtszüge legten Zeugnis ab, daß der Mann in seinem Leben schwer gekämpft und gerungen.

Ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund: „Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren lag ich in Ketten, weil ich gekämpft und geblutet für das gleiche hohe Ziel, das heute erreicht ist! Damals wurde die Kaiserkrone verworfen, weil sie aus der Hand des Volkes kam. Heute haben wir die Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten. „Aber,“ und sein Auge flammte auf, „aber erkämpft durch das Volk,



Nach zweiund- zwanzig Jahren.

Im Westen von Nordamerika liegt die große, schöne, gewerbreiche Stadt L . . . Sie ist noch nicht alt. Kaum fünfzig Jahre sind ver- flossen, seit die ersten Ansied- ler ihre Block- hütten hier er- richtet haben.

Aber in Amerika ist ein guter Boden für das Wachstum der Städte, die wie Pilze emporschließen, und am 1. Mai 1871, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war

am 1. Mai 1871, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war

das mit seinem Blute den Preis bezahlt, durch das Volksheer, das den Erbfeind niederwarf. Doch das Ziel ist erreicht, einerlei wie, und auch ich weiße den großen Männern Dank und Verehrung, denen ich heute das stolze Gefühl verdanke, ein Deutscher zu sein!"

Von der Straße herauf brauste der Jubelruf: „Deutschland hoch! Kaiser Wilhelm hoch!“ Bornheim entblöhte sein Haupt und schwenkte seine Mütze.

Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren riß sich ein für die Freiheit begeisterter junger Mann aus den Armen seiner Braut, die ihm in wenigen Wochen als Gattin angetraut werden sollte, und warf sich mit dem Jubelruf: „für das Vaterland!“ in die Wogen der Revolution, die damals ganz Deutschland überfluteten. Er war ein begeisterter, ein kühner, ein ebrlicher Schwärmer, aber die Wogen verschlangen ihn. Der junge Schwärmer Wilhelm Braunwart wurde schwerverwundet unter den Trümmern einer Barricade hervorgezogen und in Ketten geworfen. An dem Tage, der ihn mit seiner Braut vereinigen sollte, verurteilte ihn das Standgericht zu 10 Jahren Zuchthaus. Zwei Jahre schmachtete er als No. 13 in seiner Zelle, — da schenkte die Fürstin dem Lande den längst ersehnten Thronerben, und dieses glückliche Ereignis bewegte das Herz des mild gesinnten Landesfürsten, und auf seinen Befehl öffnete sich manche Kerkerthüre, auch die des jungen Braunwart, — er ward zur Verbannung nach Amerika begnadigt. Am Tage vor seiner Freilassung reichte ihm seine Braut durch das Sprachgitter die Hand: „Wilhelm, mein Vater verwirft dich, auf ihn ist keine Hoffnung! Ich aber — baue auf mich — ich bewahre dir meine Treue! Ich folge dir nach Amerika, sobald du mich ruffst!"



Am Tage vor seiner Freilassung reichte ihm seine Braut durch das Sprachgitter die Hand.

sein Mädchen zu umarmen und als Gattin heimzuführen, blieben unbeantwortet. Seinem letzten Briefe legte er Banknoten bei, da die Befürchtung in ihm aufstieg, es könne seiner Braut an Mitteln fehlen, die Reise zu bestreiten. Die Banknoten kamen zurück mit einem kurzen Schreiben des Vaters: seine Tochter habe eingesehen, daß sie nicht die Gattin eines Rebellen und Zuchthäuslers werden könne. Sie habe sich mit einem braven Manne vermählt und bitte ihr Glück nicht durch weitere Zuschriften zu stören.

Die Zeit heilt alle Wunden.

In der Familie seines väterlichen Freundes, dem er sich vertrauensvoll entdeckt hatte, fand Wilhelm Braunwart herzliche Teilnahme, und die ihm entgegenbrachte Liebe half ihm den schweren Schlag niederlämpfen, der sein Herz betroffen. Der alte Bornheim gewann Wilhelm lieb wie einen Sohn; es wurde sein Lieblingwunsch, ihn dauernd an seine Familie und an sein Geschäft zu fesseln, und als nach drei Jahren eine schwere Krankheit ihn niederwarf, fügte er die Hände Wilhelms und seiner einzigen Tochter zusammen und gab ihnen sterbend seinen Segen.

Wilhelm Braunwart wurde der vielbenedete Gemahl des reichsten, in dem raffinierten Luxus eines amerikanischen Krösus erzogenen und verzogenen Mädchens. Mit Übernahme des Vermögens und der großartigen Handelsgeschäfte seines Schwiegervaters nahm er auf dessen letzten Wunsch auch den Namen der Firma Bornheim an. Inmitten von Glanz und Reichtum und an der Seite seiner stolzen und prachtliebenden Gemahlin, konnte sein Herz doch nicht volle Befriedigung finden, und vergebens suchte er das Bild eines einfachen deutschen Mädchens, das ihm hinter dem

Gefängnisgitter Treue gelobt, aus seinem Gedächtnisse zu verbannen.

Nach dreijähriger Ehe ward ihm seine Gattin durch den Tod entrißen, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt. Er war wieder ein einsamer Mann.

Dies ist die kurze Geschichte Wilhelm Braunwarts, den wir dem geneigten Leser an diesem 1. Mai 1871 auf dem Balkon seines Hauses in der Regent-Street als Wilhelm Bornheim vorgestellt haben.

Ein junger Mann erschien unter der Balkonthüre: „Herr, die Post! Befehlen Sie . . .“

„Bitte, Herr Fernand, legen Sie die Briefe auf meinen Schreibtisch. Für Sie und das Bureau-personal heute nichts von Geschäften! Alle meine Leute sollen sich des heutigen Ehrentages erfreuen. Ich lade Sie alle auf heute abend zu einem Festbankette!“

Herr Fernand erröthete vor Vergnügen: „Herr Bornheim! Ihre Güte . . .“

„Nach der Illumination in meinem großen Speise-saal. Bitte die Einladungen zu besorgen!“

Herr Fernand verabschiedete sich, und Bornheim blickte wieder nieder auf den vorüberziehenden Festzug. Plötzlich stutete er:

„Mein Gott, welche Ähnlichkeit! Nein, ich täusche mich nicht! — Herr Fernand!“

Der Gerufenen fehrte zurück. „Sie befehlen?“ —

„Herr Fernand, sehen Sie dort den Mann mit dem schwarzen Vollbart, mit Zoppe und Schlapphut, der neben dem Fahrenträger marschirt? Er hinkt, und scheint ein künstliches Bein zu haben; folgen Sie dem Manne und suchen Sie ihn zu sprechen. Bitten Sie ihn hierherzukommen. Ein Freund habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. Kennen Sie ihm meinen Namen. Aber vorsichtig und ohne Aufsehen!“

Herr Fernand verbeugte sich und verließ den Balkon. Bornheim blickte ihm nach, wie er raschen Schrittes die Straße hinabeilte.

„Wunderbar! Ich soll ihn wiedersehen nach 22 Jahren! Gustav!“

Der Handelsherr trat in den Salon zurück und öffnete die zahlreichen Briefe, die seinen Schreibtisch bedeckten. Die reiche und geschmackvolle Einrichtung des Zimmers gab Zeugnis von dem Reichtum des Besitzers.

„Lauter gute Nachrichten! Alle meine Unternehmungen glücken. Fortuna scheint gut machen zu wollen, was die launenhafte Göttin an mir verbrochen. Freilich ein Glück bleibt mir unwiederbringlich verloren! Wie heute wieder alte, liebe Bilder mir vor der Seele schweben!“

Bornheim öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches und vertiefte sich in den Anblick eines kleinen Bildes, ein reizendes Mädchen darstellend.

„Elisabeth! Werde ich denn niemals den Mut haben, das Bild der Treulosen zu vernichten, dessen Anblick jedesmal wieder die alte Wunde bluten macht?“

„Bah! Vorüber! Ungetrübtes Glück ist keinem Sterblichen beschieden!“

Ein Geräusch weckte ihn aus seinem Sinnen. Rasch warf er das Bild in das Schubfach zurück.

Ein liebliches Mädchen von 16 Jahren hatte das Zimmer betreten. „Guten Morgen, lieber Vater!“ rief es und schlang liebevoll die Arme um den Hals des ersten Mannes.

„Guten Morgen, meine kleine Elsa!“ In dem Gesichte Bornheims stieg es auf wie Sonnenglanz, und er küßte den blonden Scheitel seines Kindes. „So früh, mein Liebling? Und dieser schöne Kranz?“

Das Mädchen hob einen Kranz von Blumen und Eichenlaub in die Höhe. „Ist er nicht hübsch? Es ist ja ein Festtag heute?“

„Gib du kleine Patriotin! Ist der Kranz für mich bestimmt?“

„Nein, lieber Vater! diesmal nicht für dich!“ erwiderte das Mädchen schallhaft lächelnd. „Wird nicht heute abend bei dem herrlichen Feuerwerk dein Name „Wilhelm“ in Dianantenpracht strahlen? Was soll da dieser arme, kleine Kranz? O, wie freue ich mich!“

„So, also nicht für deinen Vater? Und wen willst du denn erfreuen, mein kleiner Schalk?“

„Meine arme, liebe Freundin Elisabeth!“

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Mann zusammen. „Elisabeth? deine Freundin?“

„Ja, meine Namensschwester Elisabeth, oder Elsa, wie ich. Weißt du, lieber Vater, die arme deutsche Näherin, von der ich dir schon erzählt. Die mir

meine Kleider fertigt, und deine Batisthemden! Sie soll an dem heutigen Festtage auch einen Kranz haben vor ihr kleines Fenster.“

Herr Bornheim lächelte. „Also darum werden meine Schränke mit Hemden und Taschentüchern überflutet, du kleine Verschwenderin?“

„Ach, sie ist so arm und lebt nur von ihrer Hände Arbeit. Und sie ist so lieb und so gut.“

„Elisabeth? der Name klopft niemals vergebens an mein Herz! Ich werde gelegentlich einmal nach deiner Freundin sehen. Sie ist wohl jung und hübsch?“

Elsa blickte sinnend auf: „Jung und hübsch? darüber habe ich noch nicht nachgedacht, lieber Vater. Jung? Ich glaube nein, sie könnte meine Mutter sein. Und hübsch? Nein, hübsch ist sie nicht, aber schön, trotz der Silberfäden, die ihr dunkles Haar durchziehen. O, wenn du mich zu ihr begleiten wolltest!“

„Später einmal, Kind! Wo wohnt denn deine Schutzbefohlene?“

„In der Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch, in einem Dachstübchen!“

„Du bist ein gutes Kind, meine Elsa. Bringe den Kranz deiner Freundin, und hier“ — er entnahm seiner Börse einige Goldstücke — „deine arme Näherin soll heute einen Freundtag haben!“

Elsa machte eine abwehrende Bewegung: „Was denkst du, Vater? Meine Elsa nimmt kein Almosen.“

„Gib, eine stolze Näherin?“ erwiderte Bornheim mit ungläubigem Achselzucken: „versuche es nur, mein Kind! Sie wird sich vielleicht doch erweichen lassen. Ich wünsche aber nicht, daß du diese Besuche allein machst. Ich werde dir den Casar mitgeben.“

Bornheim klingelte und unter der Thüre erschien ein prachtvoller, ebenholzfarbiger Neger in Livree.

„Casar, du begleitest die Miß in die Henri-Street No. 7, und weichst nicht von ihrer Seite!“

Der Neger bleckte die weißen Zähne: „Wess, Massa! Miß Elsa soll nicht haben Leid,“ und dabei schüttelte er die mächtige Faust, um auf diese zarte Weise sie seines Schutzes zu verichern.

Bornheim lachte: „Casar, du bist ein braver Junge, ich weiß, ich kann dir mein Kind anvertrauen.“

Elsa legte ihre kleine weiße Hand in eine der schwarzen Fäuste des Negers: „Guten Morgen, lieber Vater! Casar, komme!“

Bornheim verfolgte sein Töchterlein mit strahlenden Blicken: „Sie ist ein gutes Kind, sie hat ein braves Herz. Nein, ich darf nimmer klagen, da der Himmel mich mit diesem Kinde begnadigt. Ein Sonnenstrahl, der meine Nacht erhellt. Was giebt es da draußen?“ Vor der Thüre erhob sich ein Lärm.

Eine tiefe Bassstimme rief erregt: „Bornheim? Ich kenne keinen Bornheim! Was schleppen Sie mich daher? Was will der Herr von mir?“

Eine hohe Diskantstimme suchte den lärmenden Bass zu beschwichtigen: „Herr Bornheim wünscht Sie zu sprechen, und“

„So, er wünscht?“ schrie der Bass wieder. „Ich aber wünsche nicht, und wenn er mich sprechen will, mein Palais ist Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch! Und damit basta!“

„Wahrhaftig, er ist’s!“ rief Bornheim und sprang auf die Thüre zu. „Herein mit dir, du Narr! Glaubst du denn, wenn ich gewußt hätte, daß du überhaupt hier existierst, ich hätte dich nicht schon längst aufgesucht? Herein mit dir, Mann!“

Der Bassist vor der Thüre hatte eben Herrn Fer-

hand, der ihn zurückzuhalten suchte, von sich abgeschüttelt, und sich trotzig zum Fortgehen gewendet. Auf diese eigentümliche Einladung aber blieb er stehen und starrte seinem Gegenüber verblüfft in das Gesicht.

„Ja, schaue mich nur an,“ rief Herr Bornheim und öffnete die Arme: „Gustav Fürstmann! Kennst mich noch, alter Junge?“

Der also Angeredete stand einen Augenblick regungslos wie eine Bildsäule, dann wendete er sich kurz um und herrschte seinen Begleiter an: „Wie heißen Sie?“

„Fernand,“ erwiderte dieser. „Karl Fernand!“

„Nun denn, Herr Karl Fernand, kneipen Sie mich in den Arm!“

„Was soll ich?“

„Donnerwetter! Sind Sie taub? In den Arm sollen Sie mich kneipen!“

„Mit Vergnügen,“ lachte Herr Fernand und griff dem Vassiten in den Arm, daß er aufzuckte.

„Danke!“ schrie dieser. „Also ist es doch kein Traum! Ich träume nicht, ich wache, es ist Wirklichkeit! Wilhelm!“

„Mit diesem Ausruf warf er sich in die Arme Bornheim's.“

„Wilhelm! Altes Haus! Bruderherz!“ jubelte Fürstmann. „Von heute an glaube ich an Wunder! Ich glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes, ich glaube, daß ich nächstens den roten Adlerorden IV. Klasse bekomme, ich glaube an alles, was unglücklich ist, und wenn jetzt dort drinnen ein Tisch steht, bedeckt mit Speise und Trank — mich soll's nicht wundern —; denn die gütige Fee, die den heutigen Tag regiert, muß wissen, daß ich einen riesigen Hunger habe.“

Herr Bornheim lachte: „Noch immer der Alte! Herr Fernand, seien Sie die gütige Fee, und besorgen Sie das „Tischlein deck' dich!“ Und nun herein mit dir, alter Freund, ich brenne darauf, deine Schicksale zu hören.“

Zwei Minuten später saßen die wiedervereinigten Freunde an einem wohlbesetzten Tische und Bornheim befestigte sich an den Angriffen, die sein Gast auf eine Taubenpastete machte.

„Bruderherz,“ rief dieser, „das ist ein Glückstag heute! Das Kaiserfest, einen lieben Freund wiedergesunden und dieses Frühstück! Und welche Pracht um mich herum! Donnerwetter, ich komme mir hier vor, wie eine Mücke in der Milchsuppe!“

„Ha, ha, ha,“ lachte Wilhelm. „In deiner Toppe und mit deinem Hederbut schaust du wirklich aus wie ein alter Barrikadenkämpfer!“

„Erinnerungen, Kamerad! Habe mit dem alten Heder gegen die Sklavenhalter gekochten!“

„Bravo! Das sieht dir gleich! Nun noch dieses Glas auf das wiedergewonnene Vaterland, für das wir vor 22 Jahren gekämpft!“

Fürstmann hob begeistert sein Glas und leerte es auf einen Zug: „Deutschland, das einige, das starke, hoch!“

„Aber du, der du als Wilhelm Braunwart mit mir revoluzztest? Wie kommt es, daß du dich in einen Wilhelm Bornheim verwandelt hast?“

„Davon später,“ erwiderte dieser, „und nun, Freund, deine Erlebnisse?“

Fürstmann erzählte: „Eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu und wenn sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei. Doch mein Herz ist trotz Heine noch nicht in Scherben gegangen. Da ich als Flüchtling den amerikanischen Boden betrat, war ich Kapitalist mit 10 Dollars in der Tasche. Als schlechter Haushälter, und anstatt mein Geld in Eisenbahnaktien anzulegen, zehrte ich vom Kapital und in wenig Tagen war es beim Teufel. Vom Hunger war ich von jeher kein Freund und den Durst haßte ich; da fiel mir zum Glück ein, daß ich Naturwissenschaft und Chemie studiert habe, und Mineralogie stets mein Lieblingsfach gewesen war. Also warf ich mich auf die Mineralogie.“

„Wie? Auf die Mineralogie?“

„Natürlich! Ich beschäftigte mich mit der wissenschaftlichen Zerkleinerung der Steine auf den Landstraßen bei New-York!“

„Armer Freund!“

„Ich sage dir, ich habe über die Härtegrade der Basalte, Porphyre und Granite praktische Versuche gemacht wie kein Mineraloge vor mir. Aber das Steinklopfen stillte nur mangelhaft meinen Hunger, von meinem Durste gar nicht zu reden. So versuchte ich es denn mit der Chemie und wurde Stößer in einer Apotheke. Das war ein Herrenleben! Mein Chef kam bald dahinter, daß ich von der Chemie mehr verstehe als er, und so vertraute er mir außer dem Mörser auch noch das Aussegnen der Apotheke und das Reinigen der Arzneigläser an. Meine wissenschaftlichen Versuche, ob sich ein knurrender Magen auch



„Also ist es doch kein Traum! Ich träume nicht, ich wache, es ist Wirklichkeit!“

durch Bärenleder, Jungfernleder und andere Lederbissen beschwichtigen lasse, fanden aber bei meinem Chef nicht den verdienten Beifall, und meine chemischen Versuche nahmen ein schmachvolles Ende!“

Fürstmann machte eine Pause und leerte sein Glas: „Pah! Lauter Lumpereien! Erlasse mir das übrige.“

„Nein, nein,“ eiferte sein Freund; „ich muß alles wissen!“

„Nun denn! Es ist unglücklich, was der Hunger ungeahnte Talente in uns ans Tageslicht zerrt. Ich war Hausknecht, und war ein Matador im Stiefelwischen, ich war Kellner, ich habe als Barbiergehilfe die Bauern geschunden und geschröpft! Im fernen Westen bin ich von Farm zu Farm gezogen als Holzmacher, als Jäger, als Schulmeister. Ich habe mehr als hundert Farmerprüflinge in die Geheimnisse des ABC und des Einmaleins eingeweiht. Am besten ist mir's gegangen als oberstem Befehlshaber über Schweine und Rindvieh, was man bei uns in Deutsch-

land „Schweinhirt“ nennt. Aber auch diese Herrlich-
keit genoß ich nicht lange und mein Farmerleben nahm
ein tragisches Ende. Ich kann es den Indianern nicht
verübeln, daß sie den weißen Eindringlingen nicht be-
sonders grün sind, die ihnen ihre Jagdgründe nehmen
und dafür den Schnaps und die Blattern gebracht
haben, aber — Donnerwetter totschlagen und Skalpie-
ren läßt man sich doch nicht gerne von ihnen. Eine
Bande Sioux überfiel meine Herde. Ich wehrte mich
natürlich um die mir anvertrauten Vieher, wurde aber
von einem Tomahawkhieb zu Boden geworfen, und eben
fuhr mir einer der roten Teufel ganz gemächlich mit
seinem Stalpmesser um den Kopf herum, um mich
meiner Locken zu berauben, da — knallten die Büchsen
meiner braven Farmer, mein Stalpiehhaber machte
einen Purzelbaum, und die roten Diebe gaben Herzens-
geld und ließen zwei Tote auf dem Schlachtfelde!“

„Gustav,“ sagte Herr Bornheim und drohte mit dem
Finger, „wunderbar, fast zu wunderbar! Oder ein
bißchen aufgeschnitten, he?“

„Aufgeschnitten?“ lachte der andere, „nein, nicht auf-
geschnitten, aber angechnitten! Da!“ und er warf
seine schwarzen Mähnen zurück; „siehst du die blut-
rote Linie um meine Stirne? Angechnitten, ja, aber,
ha, ha, ha, meine Locken habe ich noch!“

„Verzeihe,“ sagte Bornheim, tiefbewegt und reichte
dem Freunde die Hand, „verzeihe, aber in der That,
es ist zu wunderbar.“

„Freilich,“ lachte Fürstmann, „nicht viele werden ein
solches Liebeszeichen an der Stirne tragen. Doch wei-
ter. Nachdem ich von meiner Wunde — dem Toma-
hawkhieb — genesen war, schulterte ich meine Büchse,
steckte mein Bowiemesser in den Gürtel, und marschierte
gen Colorado. Der Teufel hatte dort just, um Re-
kruten für die Hölle zu werben, neue Goldfelder auf-
gethan, und die Goldgier trieb ein Heer von Vaga-
bunden und Landstreichern nach dem gelobten Lande.
Ein Landstreicher war ich ja auch, wenn ich auch
noch nicht gebettelt oder gestohlen hatte, aber ich hatte
das Hundeleben satt und wollte entweder reich werden
oder zu Grunde gehen. Das letztere wäre wahrschein-
lich der Fall gewesen, da brach der Krieg aus mit den
südstaatlichen Rebellen, und das war Wasser auf meine
Mühle. Kampf gegen die Sklaverei! Ich ließ mich
anwerben, und machte unter Sigel und Hecker ein
Duzend Schlachten mit. Wenn man den Tod nicht
fürchtet, avanciert man. Nach Beendigung des Krieges
war ich Kapitän mit einem hölzernen Bein. Das
Original liegt auf dem Schlachtfelde von Bull-Run,
ein Lederbiß für die Raben; und den schwarzen
Galgenvögeln wird es geschmeckt haben, denn ich sage
dir, es war ein ganz schönes, fettes Bein.“

„Braver Kamerad! Der „Hinkende“ in Lahr darf
stolz darauf sein, einen so wackeren Kollegen zu haben!“
Und nun, wie siehst es heute mit dir?“

„Mein Stelzfuß trug mir von der Regierung eine
Pension ein, klein, aber groß genug, daß ich mich hier
niederlassen und meinem eigentlichen Berufe der Natur-
wissenschaften und namentlich der Chemie leben konnte.
In meiner bescheidenen Wohnung habe ich mir ein
kleines Laboratorium eingerichtet, und wenn ich auch
den Stein der Weisen noch nicht entdeckt habe, so habe
ich doch Arbeiten geliefert, die von Fachmännern An-
erkennung gefunden haben, und meine Aufsätze in tech-
nischen Blättern werden mir anständig honoriert.“

„Was?“ rief Bornheim erstaunt, „wir wohnen seit

Jahren in einer Stadt und wissen nichts vonein-
ander?“

„Begrifflich,“ lachte Fürstmann. „Erstens sitze ich
wie eine Gule in meiner Bude, während du, wie
ich zu meinem Erstaunen sehe, als Glücksvogel in hohen
Regionen schwärmt; und zweitens heiße ich hier nicht
Fürstmann. Ich habe — ha, ha, ha, — ich habe
einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen und Deutsch-
land mit einem weitem Fürsten bereichert. Ich habe
den „Fürst“ dort zurückgelassen und nur den „Mann“
mit herübergenommen. Ich heiße „Mann“ und der
„Fürstmann“ wird erst wieder auferstehen, wenn der
„Mann“ es zu etwas Tüchtigem gebracht hat!“

Bornheim sprang erregt von seinem Stuhle auf:
„Mensch, was sagst du? — Mann? — du heißest
Mann?“ Er nahm ein Paket Zeitungen von seinem
Schreibtische und warf es auf den Tisch. „Dieser Ar-
tikel hier, und der und der, unterzeichnet „Mann“,
diese sind von dir?“

„Natürlich! Ich bin der Rabe, der diese Blätter
speiß.“

Bornheim stieß einen Jubelruf aus: „Prachtvoll,
Herrlich! Mensch, weißt du, daß du ein Genie bist?“

„Weiß ich längst,“ erwiderte Mann trocken. „Ein
Genie, aber ein verkommenes!“

„Nein, ein vollkommenes! Weißt du, daß ich dem
Manne da, der sich „Mann“ nennt, Tausende zu ver-
danken habe?“

„Du mir? Ha, ha, ha! Das ist klassisch!“

„Ja wohl klassisch. — Kennst du die große chemische
Fabrik bei dem Bahnhofe? Diese Fabrik verdankt deinen
klassischen Ratschlägen, daß sie den Kampf mit ihren
Nebenbuhlern siegreich besteht. Ich bin nicht nur Kauf-
mann, sondern auch Fabrikant, und diese Fabrik ist
mein.“

„Was? Diese großartige Fabrik dein? Mir steht
der Verstand still.“

„Halt, der darf nicht stille stehen, den nehme ich
jetzt in meine Dienste. Diese Fabrik besitzt ein prach-
tvolles chemisches Laboratorium. . .“

„Ha!“

„Und der Chef dieses Laboratoriums bist du!“

„Aber . . .“

„Rein Aber! Dank der gütigen Fee, die dich in
meine Arme geführt. Ich halte dich fest, mein Freund
und Mitarbeiter. Bornheim und Cie.“

„Topp! Es gilt!“ rief Adolph Mann und schlug
freudig ein. „Mein Verstand ist nur einen Augenblick
stillegestanden, er marschiert schon wieder. Bornheim
und Compagnie! Compagnie, Halt, Front! Präsentiert
Gewehr! Und wenn die Compagnie nicht Parade-
marsch marschiert, so kommandiert du: Halt! Kehrt! Marsch!
marsch wieder zu den Farmern.“

Herr Bornheim lachte herzlich. „Der Himmel erhalte
deinen guten Humor, mein Freund. Aber jetzt, Lieber,
bist du wieder „Fürstmann“. Das Kaiserreich Deutsch-
land braucht keinen Fürsten mehr, du hast ihn dir durch
dein Genie wieder zurückerobert, und der „Fürstmann“
darf wieder auferstehen.“

„So sei es denn,“ jubelte dieser. „Von heute an
wieder „Fürstmann“, und er soll dir und dem Namen
meines Vaters Ehre machen.“

„Bravo! Morgen bezieht Fürstmann sein neues
Standquartier. Ich werde dir meinen Wagen schicken,
deine Sachen abzuholen. Du wohnst —?“

„Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch. Schicke
nur einen Schiekkarren mit Bedeckung, das genügt.“
„Was?“ Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch?“

*) Er ist auch stolz darauf, der Hinkende.

rief Bornheim erstaunt. „Hat nicht Elsa . . ? Sage mir, ist nicht auch eine deutsche Näherin Bewohnerin dieser höhern Regionen?“

„Freilich. Elisabeth! Wir sind Zimmernachbarn. Zunächst am Himmel. Doch, was soll's mit dieser Himmelsbewohnerin?“

„Ich interessiere mich für sie. Bitte, was weißt du von ihr?“

„Sehr wenig und — sehr viel. Die Dame ist . . .“ Bornheim machte ein etwas erstauntes Gesicht:

„Dame? Eine Näherin?“

„Ja, eine Dame! die Dame ist arm wie eine Kirchenmaus und stolz wie eine . . . Na, Bruderherz, ich sage dir, ich habe gegründeten Verdacht, daß sie eine verkappte Fürstin ist, die zu uns niedergestiegen, um selbst zu versuchen, wie ein armes, verlassenes Menschenkind sich ehrenhaft durchs Leben durchzukämpfen vermag. Das ist ein Frauenzimmer, die im Kampfe mit einem feindlichen Schicksal einen Mann beschämen kann.“

Bornheim drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, du bist ja ganz begeistert? Ich glaube fast . . .“

„Ja, begeistert! Mehr als begeistert! Ich fürchte selbst, — wenn die Rebellen mich nicht zum Krüppel geschossen hätten, ich könnte noch die Dummheit begehen, mich zu verlieben.“

„Nur zu, mein Junge,“ rief Bornheim lustig.

„Du bist ja noch ein ganz stattlicher Mann, und die fürstliche Näherin wird nicht grausam sein. Ich richte die Hochzeit aus — ich!“

Fürstmann erhob abwehrend die Hand: „Lasse das! Ich bin doch sonst wahrhaftig nicht blöde, aber dieser Heldin gegenüber bin ich schlichtern wie ein Kind.“

„Eine Heldin! Wirklich, du machst mich neugierig. Kennst du etwas näheres über ihre Vergangenheit?“

„Nur Vermutungen. Sie ist nicht sehr mittheilbar. Ich glaube, sie ist aus einer guten und wohlhabenden Familie. Jedenfalls hat sie eine vortreffliche Erziehung genossen, und ist ein verteuftelt resolutes Frauenzimmer. Warum sie nach dem Tode ihres Vaters nach Amerika ausgewandert, habe ich nicht ermitteln können. So viel aber weiß ich: Sie ist seit Jahren ruhelos von Stadt zu Stadt gewandert, bis ihre Mittel erschöpft waren, und nun hat sie sich seit 2 Jahren hier niedergelassen und fristet ihr Leben durch ihrer Hände Arbeit. Ich darf mich ja ihren Freund nennen, aber ihr eine Unterstützung anzubieten, habe ich noch nicht wagen dürfen!“

„Wunderbar,“ sagte Bornheim, „diese räthselhafte Näherin muß ich kennen lernen. Auch meine Tochter

schwärmt für sie. Du blickst mich verwundert an? Ja, ich habe eine Tochter. Doch, das kannst du ja nicht wissen, und auch über meine Vergangenheit bin ich dir Rechenschaft schuldig. Du hast mich zum letztenmal gesehen, als auf der Barricade mich eine preussische Kugel niederwarf. Nun höre, was weiter geschah.“ Bornheim erzählte dem teilnehmend aufhorchenden Freunde die uns bereits bekannte Geschichte. Nachdem er geendet, erhob er sich: „Gustav, du siehst, das Schicksal hat es gut und — schlimm mit mir gemeint. Verneide mich nicht. Heute aber, mein Freund, danke ich dir einen wahrhaft glücklichen Tag. Und nun, auf Wiedersehen! Geschäfte rufen mich.“

Fürstmann stetzte in gehobener Stimmung seiner



„Un folle!“ rief der Flüchtling und slog in großen Säen die Treppe hinunter.

Wohnung zu. Unterwegs blieb er vor der großen Spiegelscheibe einer Kleiderhandlung stehen und betrachtete sein Spiegelbild: „Bei Gott, er hat recht! Ich schaue aus wie ein Bagabund! Ich muß flugs ein anständiger Mensch werden, ich werde sonst morgen bei der Vorstellung zur Fabrik hinausgeschmissen.“

Nach einer Viertelstunde verließ Gustav das Kleidermagazin in einem gewählten, kleidsamen Anzuge. „Kleider machen Leute.“ „Habe, hol' mich der . . . Halt, als Gentleman darf ich nicht mehr fluchen. Habe wahrhaftig nicht gewußt, daß ich noch ein so hübscher Burche bin. Sm, hm! Na, was fährt mir da für eine Dummheit durch den Kopf? Braver Kerl, der Wilhelm. Wahrlich, er soll's nicht zu bereuen haben.“

Er hatte die fünf Treppen seiner Wohnung erstiegen und machte Halt, um zu verschauen.

Freue dich, mein alter Stelzfuß, das ist deine

letzte Bergpartie! Werde dich morgen parterre einlogieren.“

Der Vorplatz führte zu zwei Thüren. Die eine Thüre hatte die Aufschrift: „Elisabeth Gotthold, Näherin“, die andere: „Gustav Mann, Chemiker“. Eben war Fürstmann im Begriff, seine Zimmerthüre aufzuschließen, da — was war das? Aus dem Nebenzimmer ertönte Lärm. Eine drohende Männerstimme, — auch glaubte er die erregte Stimme seiner Nachbarin zu unterscheiden.

Mit dem Ausruf: „Da ist etwas nicht richtig!“ trat er auf die Thüre zu, als diese aufgerissen wurde, und ein Mann an ihm vorüberhüfte.

„Se da! Monsieur Francois, was giebt's?“

„Une folle!“ rief der Flüchtling und slog in großen Säen die Treppe hinunter.

Neugierig und fast erschreckt überschritt der Chemiker die Schwelle.

In dem kleinen Zimmer, das nur von einem Fenster beleuchtet wurde, stand hoch aufgerichtet, mit vor Aufregung glühenden Wangen die Näherin Elisabeth Gottbold. Eine Frauengestalt, wie sie uns die kleine Elsa beschrieben. Mit der linken Hand stützte sie sich auf ihren kleinen, mit Näharbeiten bedeckten Tisch, und in der schlaff herabhängenden Rechten hielt sie krampfhaft einen Revolver.

„Freundin! Elisabeth! Was ist geschehen?“ rief Fürstmann, ernstlich erschrocken bei diesem Anblick.

„Beinahe ein Mord!“ stöhnte das Mädchen, und warf mit einem leisen Schauer die Waffe auf den Tisch. Dann sank sie auf einen Stuhl nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „O! diese Schmach! diese Schande!“

„Elisabeth, erklären Sie mir! Dieser Franzose?“

„Der Glende! Er mißbraucht sein Recht als Hausherr, um in mein Zimmer zu dringen und mich mit seinen Zudringlichkeiten zu beleidigen.“

„Der Schurke!“ rief Fürstmann empört. „Und ich war nicht da, um Sie zu beschützen und den Glenden zu züchtigen!“

Elisabeth ließ die Hände sinken und blickte gerührt zu ihm empor:

„Ja, Sie, Sie sind ein treuer Freund! Sie und der kleine Sechsläufige dort. Vor diesem kleinen Beschützer hat der Feigling die Flucht ergriffen.“

Fürstmann warf einen erkaunten Blick auf den Revolver: „Tapferes Mädchen!“ und lächelnd setzte er hinzu: „Wahrlich, ich habe nicht gewußt, daß ich eine so gefährliche Nachbarin habe.“

Elisabeth verlor sich: „Glauben Sie denn, ein einfaches, verlassenes Mädchen durchforstet jahrelang Amerika nach . . . einerlei zu welchem Zweck — ohne einen solchen Beschützer? Und daß er mich zu beschützen vermag, haben Sie gesehen. Doch fort mit diesem häßlichen Bilde!“ Mit einem freundlichen Blick auf Fürstmann setzte sie hinzu: „Sie hätte ich wahrlich kaum erkannt. Welche Verwandlung ist mit Ihnen vorgegangen? Sie sind ja ein wahrer Elegant geworden?“

„Nicht wahr,“ erwiderte dieser lachend, „ein wirklicher Stutzer. Ein bunter Schmetterling ist aus der garstigen Raupe hervorgetrocken! Heute habe ich einen neuen Menschen angezogen, denn heute — freuen Sie sich mit mir — heute ist ein Tag des Glücks, ein Wendepunkt in meinen Leben! Aus dem armen Stubengelehrten ist ein Mann der That geworden, und ich sehe einer schönen Zukunft entgegen!“

Elisabeth reichte ihm gerührt die Hand: „Mein Freund, wie mich dieses freut. Darf ich wissen?“

„Gewiß. Ich habe einen Freund wiedergefunden. Einen alten Kriegskameraden. Auch er hat als Flüchtling den amerikanischen Boden betreten, aber das Glück war ihm günstiger als mir, und heute ist er ein reicher Mann. Vor 22 Jahren haben wir uns zum letzten Mal gesehen.“

„Vor 22 Jahren,“ flüsterte Elisabeth sinnend: „D auch ich kenne jene Zeit.“

Fürstmann fuhr fort: „Er ist Besitzer der großen chemischen Fabrik und hat mir eine Stellung als Chemiker angeboten, der brave Kamerad. Doch leider ist Wilhelm . . .“

Elisabeth blickte auf: „Wilhelm? Was sagen Sie? Wilhelm?“

„Ja, Wilhelm Bornheim. Doch, was bewegt Sie so? Sie sind ganz blaß geworden.“

Das Mädchen lächelte schmerzlich: „Eine leichte Anwandlung, es ist schon vorüber. Bornheim? O, den Namen kenne ich. Der Vater meiner lieben, süßen Elsa! Sehen Sie den schönen Kranz an meinem Fenster? Vor einer Stunde hat das liebe Kind mir diesen Kranz selbst gebracht, um an dem heutigen Festtage mein Zimmerchen zu schmücken! Gott segne sie.“

„Welch wunderbarer Zufall,“ sagte Fürstmann. „Sein Töchterlein schwärmt für Sie, und auch der Vater will die Freundin seiner Elsa kennen lernen. Ja, ja, Sie werden nächsten einen vornehmen Besuch erhalten. Doch hören Sie weiter: Wilhelm ist trotz seines Reichthums nicht glücklich. Seine heißgeliebte Braut, die er in Deutschland zurücklassen mußte, hat dem Flüchtling ihre Treue nicht bewahrt, und als er nach Jahren den Schmerz dieser Täuschung überwunden, und sich auf den Wunsch seines Chefs mit dessen einzigen Tochter vermählte, hat er auch in diesem Bunde das verlorne Glück nicht gefunden.“

„Der arme Mann!“

„Ja, ein armer Mann! Nach dem Tode seiner Frau . . .“

„Sie ist gestorben?“ fragte Elisabeth teilnehmend.

„Seit 12 Jahren ist er Witwer. Seit dem Tode seiner Frau taucht das Bild seiner ersten Liebe wieder in ihm auf und . . . na, ich bin sonst nicht leicht gerührt — unter Harnern und Indianern verlernt man das — als er mir aber heute seine Geschichte erzählte, und wie heute noch das Andenken an seine treulose Elisabeth . . . Doch, Elisabeth, was ist Ihnen?“

Das Mädchen hatte mit steigender Aufmerksamkeit der Erzählung gelauscht. Jetzt war sie mit einem leisen Schrei mit der Hand nach dem Herzen gefahren: „Ich? — Ich — ich habe . . .! Wilhelm und Elisabeth! Diese Namen haben eine schmerzliche Erinnerung in mir wachgerufen! Bitte, lassen Sie mich jetzt allein. Ich habe das Bedürfnis, allein zu sein.“

Fürstmann hatte mit Besorgnis die Aufregung seiner Freundin bemerkt:

„Nein, ich verlasse Sie nicht. Sie sind tief bewegt. Ein Kummer belastet Ihr Herz! Ich habe ja kein Recht, mich in Ihr Vertrauen einzudringen. Aber ich — ich will Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, — ich möchte Ihnen etwas anvertrauen.“

Elisabeth blickte erwartungsvoll zu ihm auf: „Nun, so bleiben Sie, sprechen Sie!“

„Ich bin, wie Sie wissen, jetzt ein gemachter Mann.“

„Ein tüchtiger Mann! Weiß ich längst!“

„Und . . . und auch noch ziemlich konferviert!“

Elisabeth mußte unwillkürlich lächeln. „Sogar ein schöner Mann sind Sie, und ein eitler Mann, wie ich jetzt merke!“

„Eitel?“ sagte Fürstmann mit komischem Ernst, „Eitel auf mein hölzernes Bein?“

„Ja, auf Ihr hölzernes Bein. Es ist eine Ehrenwunde, auf die Sie stolz sein dürfen.“

„Gut, so wäre also alles in Ordnung bis auf . . .“

„Was? Fehlt noch etwas zu Ihrem Glück?“

„Ja,“ erwiderte Fürstmann. „Zu meinem Glücke fehlt eben nur noch das — Glück! Ich bin so annahmend, noch glücklich werden zu wollen. Ich — ich — kurz, ich möchte heiraten!“

Elisabeth schien etwas überrascht. „Heiraten? Doch, warum denn nicht? Mein Freund, Sie haben ganz recht. Meinen Glückwunsch! Sie haben schon eine Wahl getroffen?“

„Natürlich! Schon längst; aber erst heute fühle ich mich berechtigt, zu hoffen. Aber mir fehlt der Mut!“

„Wie? Sie ein Held in der Schlacht? Courage, mein Freund! Sie sind der Mann, ein Frauenherz zu erobern.“

„Nun denn, so blase ich zur Attacke!“ Fürstmann trat auf sie zu und faßte ihre Hand: „Elisabeth, Freundin! Sie wissen, wie hoch ich Sie verehere. Ich habe mir durch alle Schicksalsstürme ein braves Herz bewahrt, und eine starke treue Hand, Sie, die Vereinsamte, zu schützen und durchs Leben zu führen. Ich kann nicht, wie es der Brauch ist, vor Ihnen knien, — mein Stelzfuß — betrachten Sie den Kniefall als vollzogen. Elisabeth, sagen Sie Ja!“

Elisabeth war erschrocken zurückgewichen: „Nein, nein!“ rief sie erregt. „Niemals! O, mein Freund, diesen Schmerz hätten Sie mir ersparen sollen, den Schmerz, Ihnen wehe thun zu müssen! Mein Herz... doch Sie sollen später erfahren, warum ich einsam durchs Leben wandern muß. Jetzt verlassen Sie mich. Es ist zu viel heute auf mich eingestürmt, ich bedarf der Ruhe, der Fassung.“

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig an die Lippen zog.

„Elisabeth,“ sagte er mit zuckendem Munde, „der Liebhaber geht. Dem Freunde, dem Bruder werden Sie aber nicht verwehren zurückzukehren!“

Den * * * * * Schluß und den Glanzpunkt der heutigen Jubel- und Friedensfeier bildete eine reiche Illumination der Stadt und das Abbrennen eines brillanten Feuerwerkes auf dem Festplatze. Auf dem von tausend Flammen taghell beleuchteten Platze drängte sich eine bunte Menge, zu Fuß, zu Ross, zu Wagen, um in Erwartung der kommenden Dinge zu sehen und gesehen zu werden.

Auch Bornheim war hinausgefahren, um seiner Elsa das prächtige Schauspiel zu zeigen. Sie saß mit ihrer Erzieherin, Fräulein Helwig, in den schwellenden Kissen des eleganten Wagens. Ihr Vater hatte der besseren Übersicht wegen auf dem Kutscherboden neben seinem schwarzen Kutscher Casar Platz genommen.

Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, erloschen alle Lichter, und der Platz war in tiefe Dunkelheit gehüllt. Aber nur einen Augenblick, und ein Bündel von Hunderten von Raketen züchte in die Luft, und Tausende von glänzenden Sternen verpufften an dem nächtlichen Himmel. Die Menge brach in das übliche Ah! aus, und das Feuerwerk nahm seinen Verlauf: Feuerräder, Leuchtflugeln, Kanonenschläge, Sprühregen; im Brillantfeuer die Germania, wie sie stolz hinüberschaut übers Meer! Das Volk brach in ein brausendes Hurra aus. Elsa klatschte jubelnd in die Hände: „Lieber Vater, wie schön, wie herrlich!“

„Jetzt passe auf, mein Kind. Jetzt kommt das Schönste!“

Ein Sprühregen erschellte den Platz und in funkel-

den Sternen stieg der Name unsers Heldenkaisers zum Sternenhimmel empor: „Wilhelm!“

Auch Elisabeth an der Seite Fürstmanns hatte das Fest besucht. Mit strahlenden Augen schaute sie das glänzende Bild: „Wilhelm!“ „Sein Name! O?!...“ plötzlich zuckte sie zusammen: „Dort! dort! O Gott, du bist gnädig und barmherzig gewesen!“ Und mit dem Aufschrei: „Wilhelm!“ sank sie bewußtlos zusammen.

„Um Gott, welcher Zufall,“ rief Fürstmann erschrocken und fing die Sinkende in seinen Armen auf. Die Umstehenden drängten sich um die Scene, die wenige Schritte von Bornheims Wagen stattfand.

„He! Adolfs! Welche Stimme! Wer ruft mich? Was giebt es da?“ rief Bornheim erregt.

Fürstmann war mit seiner Last an den Wagen getreten: „Wilhelm, du? Glücklicher Zufall! Eine Ohnmächtige! Elisabeth, — du weißt.“

„O meine Elisabeth!“ rief Elsa erschrocken. „Meine liebe Freundin! Vater, guter Vater!“

Das glänzende Bild des Kaisers war erloschen, der Platz war wieder in Dämmerung gehüllt, und die Menge fing an sich zu verlaufen.

Bornheim sprang von seinem Sitze herunter: „Ruhig, mein Kind. Für deine Freundin soll gesorgt werden.“ Die Freunde hoben die Besinnungslose in den Wagen. „Fräulein Helwig, nehmen Sie sich der Armen freundlich an! Casar, nach Hause!“ Bornheim nahm den Arm seines Freundes und folgte dem Wagen.

In einem hellerleuchteten Saale des Hotel Bornheim lehnte Elisabeth erschöpft in einem Sopha. Elsa saß auf einem Taburet zu ihren Füßen, und blickte besorgt zu ihr auf: „Gottlob, daß Sie sich wieder erholt haben.“

Ich war zum Tode erschreckt!“

Elisabeth zog lieblosend das Kind zu sich empor: „Meine liebe Elsa! Wie bedauere ich, Sie durch meine Schwäche beunruhigt zu haben. Ich weiß nicht, was mir begegnet ist. Es muß eine Vision gewesen sein, eine Täuschung. O Gott, es ist ja nicht möglich!“ „Und,“ fuhr sie fort, erstaunt um sich blickend, „diese Pracht! Es ist wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Elsa, mein Kind, wie komme ich in diese Räume? Wo bin ich?“

Elsa lächelte: „Ei, Liebste, Beste, unser Wagen hat Sie hieher gebracht. Sie sind bei meinem Vater. Er wird gleich hier sein. O, wie wird er sich freuen, der gute Vater. Ich habe ihm vieles von Ihnen erzählt. Er weiß es, daß Sie meine liebe Freundin sind. Er hat mir versprochen, Sie zu besuchen, und jetzt — wie reizend — jetzt sind Sie es, die ihn zuerst besucht.“

Elisabeth erhob sich: „Mir ist ängstlich zu Mut! Welche Verlegenheit! Was muß der vornehme Herr von mir denken? Ich, — ich —! O, Elsa! Wer war



Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein kramphostes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

der Mann, der neben dem Reger auf dem Kutschbock saß? Ist er ein Diener Ihres Vaters?"

Elsa brach in ein lustiges Lachen aus: „Ein Diener? Wie komisch! Es ist mein Vater selbst. Doch hier kommt er.“

Die Thüre öffnete sich und auf der Schwelle erschien die hohe Gestalt Vornheims, gefolgt von seinem Freunde Fürstmann.

Elisabeth starrte den Eintretenden entgegen, mit einem leisen Schrei sank sie auf das Sopha zurück.

Vornheim trat freundlich auf sie zu: „Mein Fräulein, es freut mich, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen. Erholen Sie sich. Der leichte Unfall . . .“

Blöcklich stockte er. Er hatte in ein thränenüberströmtes Gesicht geblickt. „O Gott! Ist es möglich? Elisabeth!“ rief er in höchster Aufregung und streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus.

Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein kramphhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Vornheim rang nach Fassung.

Elsa blickte mit ihren Kinderaugen erstaunt zu ihrem Vater empor.

Fürstmanns ernste Züge verklärte ein verständnisvolles Lächeln. „Welch ein Glück, daß sie mir heute einen Korb gegeben hat.“

Vornheim hatte sich ermannt. „Elisabeth,“ sagte er mit sanfter, leise bebender Stimme, „Elisabeth, müssen wir so uns wiedersehen?“

Sie blickte zu ihm auf und wie durch einen Zauber gebannt, rang sie vergebens nach Worten.

„Arme, Unglückliche! Erkläre mir! Wie kommst du nach Amerika?“

Jetzt war der Zauber gebrochen. Mit einem Schrei mannsprechlichen Entzückens sprang sie auf und alles um sich her vergessend warf sie sich in seine Arme: „Wilhelm, einzig Geliebter. Ich, — o ich bin dir treu gewesen! Ich bin dir treu gewesen, — sonst hätte diese Stunde mich getödtet! Du glaubst mir nicht? Denkst du an meinen Schwur vor dem Gefängnisgitter? O, ich bin dir treu gewesen!“

Vornheim tief erschüttert, löste sanft die ihn umschlingenden Arme: „Und, Elisabeth! dein Gatte?“

„Anerkörter Betrug! Hier, hier! — Ich trage sie immer bei mir! Hier, deine Briefe! Ich fand sie in dem Nachlasse meines unglücklichen Vaters. Sie sind alle unterschlagen worden. Mit diesen Briefen, meinem köstlichsten Schatz flog ich nach Amerika, um dich, einzig Geliebter, zu suchen! O, ich bin dir treu gewesen!“

„Gelobt sei Gott,“ jauchzte Vornheim und zog sie an sein Herz. „So habe ich dich wieder, du verloren Geglaubte, du stets Geliebte! Elsa, mein Kind, küsse deine neue Mutter!“

Mit einem Jubelruf umschlang die weinende Elsa den Hals ihrer alten Freundin!

Elisabeth küßte sie und barg schluchzend ihr Haupt an der Brust Vornheims: „Wilhelm!“

„Hörst du, Geliebte, den Jubel nebenan? Sie feiern in meinem Bankettsale das heutige Fest. Meine Beamten, meine Diener! Komm, Geliebte, sie müssen heute noch meine Braut begrüßen, ihre Gebieterin!“

„O, welch' ein Tag, dieser Kaisertag!“

Wieder glücklich nach zweiundzwanzig Jahren.“

Denkspruch.

Die Tiefe der Empfindungen wiegt oft beschämend die Höhe des Verstandes auf.

Der geheimnißvolle Besuch im Pfarrhause.



Ein warmer Abend war einem heißen Julitage gefolgt. Die Luft war noch von jener Schwüle erfüllt, die eine Abkühlung selbst in den der Sonne nicht ausgesetzten Räumen unmöglich macht und bei ruhigem Dazusitzen den Schweiß aus den Poren treibt. Nur von den Höhen des feinen

Namen mit der That führenden herrlichen Schwarzwaldes stutete ab und zu ein Luftzug durch das anmutige Thal an seinem Fuße und zog in lauen Wellen durch das Dorf, das unweit der großen Fahrstraße, teils hinter wogenden Getreidefeldern, teils hinter den grünbelaubten Zweigen mächtiger Obst- und Lindenbäume versteckt lag, so daß das Auge selbst aus kurzer Entfernung fast Mühe hatte, die von Rauch und Wetter dunkel gebräunten Strohdächer oder die aus Holz gezimmerten oder aus graubertünchten Ziegelsteinen hergestellten Wände der Häuser zu erkennen.

An dem Dorfe war sonst weiter nichts Sehenswertes oder Merkwürdiges, es war eben nicht schöner und nicht häßlicher als die meisten derartigen Dörfer in den Schwarzwaldthälern; aber durch etwas zeichnete es sich doch vor den andern weit und breit aus, das war durch die schöne große Kirche mit dem herrlichen Altarbilde darin, die heilige Familie darstellend, ein Geschenk von hoher Hand, wie die alte Ortschronik meldete. Schön war auch das Chorpult, ebenfalls ein Geschenk von gleicher Herkunft, welches einen majestätischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte. In frühern Jahren hatte das metallene Tier immer in blißblankem Schimmer gestrahlt, der Rost aber, der bekantlich wie die Motten alles Irdische nicht allein frisst, sondern auch trüb und schmutzig macht, hatte im Laufe der Zeit auch an ihm seine unheilvolle Wirkung ausgeübt, sodaß sich der Künstler gezwungen sah, den alten Vogel alle Sonntag-Morgen energisch abzureiben, der dann wieder wie in den schönsten Tagen seiner Jugend leuchtete.

An die Kirche und zwar an die Sakristei schloß sich das Pfarrhaus, ein eigentümlicher Bau, eine Art kleines Schloß, wenigstens gewährten die am Dache ausgezackten Mauern mit den vier kleinen Ecktürmchen einen solchen Anblick. Auf der hintern und der Giebelseite war das Pfarrhaus von einem ganz allerliebsten Garten umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen lustig plätscherte, während rings auf sorgsam gepflegten Beeten und Rabatten allerlei schöne Blumen einen angenehmen Duft verbreiteten.